

Davis-Cup – Zwei Schweizer Siege und ein kleiner Eklat Seite 49

Kloten Flyers – 5:1 gegen Davos im Season Opener Seite 50

America's Cup – die Kiwis sind auch dank Schweizern schnell Seite 51

YF Juventus – Cup-Spiel gegen YB soll Schmerzen lindern Seite 51

Heillos überfordert, sich selber zu kontrollieren

Vom Blut bis hin zur Psyche: Die künstliche Leistungssteigerung hat auch in der Schweiz eine lange Tradition

Die momentane Aktenlage lässt kaum auf staatlich organisierte Dopingprogramme schliessen. Aber die Politik stützte die Dopingpraktiken des Schweizer Elitesports. Und dieser war international optimal vernetzt.

Walter Aeschimann

Wer Unterstützung sucht bei Antidoping Schweiz, wird ans Bundesamt für Sport verwiesen. Man sei nicht zuständig. Dort empfiehlt die Fachperson, für Forschungsthemen bei Antidoping Schweiz anzufragen. Das sei deren Angelegenheit; es geht um ein Dissertationsprojekt zur Geschichte des Dopings in der Schweiz. Die Episode zeigt, wie der offizielle Schweizer Sport das Thema würdigt: abweisend. Es ist kein Bedürfnis auszumachen, die Dopingvergangenheit nachzuzeichnen. Und der öffentliche Druck ist zu wenig gross.

Forschung beim Bundesamt für Sport bedeutet Bildung und Sportförderung, Bewegung und Gesundheit, Leistungs- und Spitzensport oder Sport und Wirtschaft. Der Fokus liegt auf der Zukunft. Es werden jene Disziplinen gefördert, welche die Interessen der Auftraggeber zu ihren eigenen machen, die sich für sportspezifische Zwecke instrumentalisieren lassen und einen wirtschaftlichen oder politischen Mehrwert bringen. Unabhängige historische Wissenschaft hat keinen Rückhalt im organisierten Sport. Dieser reagiert zumeist pikiert auf kritische Analysen aus dem soziologischen und historischen Bereich – zu diesem Befund kommt der deutsche Sportsoziologe Karl-Heinrich Bette nach 30 Jahren Forschungstätigkeit. Er lässt sich bruchlos auf die Schweiz beziehen.

Alkohol und die Muskelfaser

Die moderne Dopinggeschichte ist geprägt vom halböffentlichen Konsum von Alkohol, Strychnin, Coramin oder Kokain. Er war eine Angelegenheit zwischen «Showsportlern» und Betreuern. Eine Spezialisierung der Sportwissenschaft begann sich erst nach 1900 herauszubilden, aber der wissenschaftliche Zugriff auf die Muskelfaser und das Blut war erfolgt. In den 1890er Jahren erschienen im «Correspondenz-Blatt für schweizer Aerzte» Artikel über «die Veränderung des Blutes im Hochgebirge». Die Zunahme der roten Blutkörperchen und des Hämoglobins und damit eine Verbesserung des Sauerstofftransportes waren bekannt, aber die Verbindung zur sportlichen Leistungssteigerung noch nicht gezogen.

Wenn sich die Wissenschaft mit körperlicher Leistungssteigerung beschäftigte, standen hygienische und gesundheitliche Aspekte im Vordergrund. So auch beim Disput um den Einfluss des Alkohols auf die Muskelfaser. Eine Studie der Universität in Bern kam 1898 zum Schluss, dass Alkohol eine durchaus «stimulierende Wirkung auf den erschöpften Muskel» habe. Dem widersprach Auguste Forel, «Vater der Schweizer Psychiatrie». Interessant ist nicht primär, dass er als Exponent der Abstinenzbewegung gegen derartige Befunde opponierte, sondern dass er sich in seiner Argumentation auf «die Erfahrung sachkundiger Praktiker (Nansen, Sportsleute)» stützte.

Das war zuvor kaum der Fall gewesen. «Sportsmässiges Treiben» diente allenfalls der wissenschaftlichen Erkenntnis und nicht umgekehrt. Es waren Mediziner mit einer Affinität zu Militär und Sport, die eine neue Wissenschaft kreierten. Als Pionier gilt der Frauenfelder Arzt Wilhelm Knoll, Kriegschirurg im Ersten Weltkrieg und Chefarzt der Bündner Heilstätte für Tuberkulose in Arosa. Er begann nach



Die Schweizer Sportarzt-Pioniere Ulrich Frey (links) und Wilhelm Knoll untersuchen in Magglingen einen Elitesportler. BASPO

dem Ersten Weltkrieg Schweizer Militärpatrouillen und Skilangläufer zu untersuchen, gründete 1922 die Sportärztliche Kommission des Schweizerischen Landesverbandes für Leibesübungen und 1928 an den Olympischen Winterspielen in St. Moritz mit 50 Ärzten aus elf Ländern die Internationale Sportärztliche Vereinigung. «Mit Unterstützung der chemischen Industrie, Basel» führte er sportmedizinische Unters-

ENGE BANDE MIT DEUTSCHLAND

W. A. · Magglingen war durchaus gut vernetzt: Gottfried Schönholzer, der erste Leiter des Eidgenössischen Forschungszentrums, tauschte sich aus mit Joseph Keul. Und Keul fungierte nach 1960 als Sportarzt an Olympischen Spielen; zudem war er Leiter der Abteilung Sport und Leistungsmedizin der Universität in Freiburg. Es ist jenes Institut, das unterdessen als Zentrum der westdeutschen Dopingforschung gilt. Schönholzer ermöglichte seinem Nachfolger Hans Howald gar einen mehrmonatigen Aufenthalt in Freiburg. Howald zerstritt sich jedoch später mit dem Dopingarzt, weil er dessen Haltung nicht teilen konnte. Und Georg Kennel, ab Mitte der 1970er Jahre führender Schweizer Sportfunktionär, war noch Ende der 1990er Jahre Mitglied in dem von Keul gegründeten «Arbeitskreis dopingfreier Sport». Ein Projekt, so laut Letizia Paoli in der «Badischen Zeitung», um der Öffentlichkeit «Wagenladungen von Sand in die Augen zu streuen». Paoli ist Professorin für Kriminologie und Vorsitzende jener Kommission, die sich mit der Aufarbeitung der Dopinggeschichte in Freiburg befasst.

chungen an den olympischen Wettkämpfen durch und publizierte die Ergebnisse, weltweit die ersten ihrer Art.

Das Ziel der Spezialisierung war nun eine inhaltliche Verbindung der allgemeinen Volksgesundheit mit dem Sport, der Leistungssteigerung, der Arbeitsphysiologie und dem Wehrwillen. Nicht zuletzt, um «ungeeignete Elemente» (Knoll) von Wettkampf und Wehrdienst auszuschneiden. Die Pionierrolle trug

DIE «VERBINDLICHE DOPINGLISTE»

W. A. · Am 14. Dezember 1959 wurde vom Zentralvorstand des Schweizerischen Landesverbandes für Leibesübungen ein «Spezialkomitee für das Studium des Dopingproblems» eingesetzt. Auslöser war ein Antrag des Schweizer Rad- und Motorfahrer Bundes (SRB). Er hoffte sich eine Liste, die darüber Aufschluss gab, «welche Mittel und Mengen als Doping zu bezeichnen sind». Der SRB hatte die Situation nicht mehr im Griff. Im Juli 1961 schritten auf der offenen Rennbahn in Zürich Oerlikon schliesslich die kantonalen Behörden ein. Bei einer Razzia fanden sie im grossen Stil Weckamin- und Koffeintabletten, Injektionsspritzen und Ampullen. Das Bedürfnis der Verbände nach einer verbindlichen Liste ist bis heute ungebrochen. Es zeigt aber auch die Grenzen und Probleme einer normativen Dopingdefinition. Gültig ist seit 2004 in der Schweiz die Liste der Welt-Anti-Doping-Agentur, die – jährlich aktualisiert – im Wesentlichen verbotene Medikamente und Methoden publiziert. Die Liste kann als Anleitung zum Doping beigezogen werden. Frei nach dem Motto: Was nicht erwähnt wird, ist erlaubt.

Knoll 1929 eine Professur für Leibesübungen in Hamburg ein. Er bekannte sich zum Nationalsozialismus und liess sich dezidiert mit antisemitischen Hetztiraden vernehmen. In der Schweiz zurück beteiligte er sich am Aufbau des Sportmedizinischen Zentrums in Magglingen. Sein Nachlass ruht in Magglingen in einem öffentlich nicht zugänglichen Schrank. Bedenkliches Material wurde ausortiert und vernichtet.

An der ETH in Zürich gab es unterdessen Erkenntnisse auf dem Gebiet der Steroide und Sexualhormone, welche die Sportwelt revolutionieren sollten. Leopold Ruzicka und sein Team fanden 1935 ein Verfahren zur Synthese von männlichen Geschlechtshormonen. Die Geldmittel für seine Tätigkeit stammten primär von der Ciba, die sich im Gegenzug exklusiv die Forschungsresultate der Basler Firma produzierte. Ende der 1950er Jahre jenes anabole Steroid, das zum erfolgreichsten Produkt der Dopinggeschichte werden sollte: Dianabol. Wie diese Innovationen, zum therapeutischen Einsatz vorgesehen, den Weg in den Spitzensport gefunden haben, ist Gegenstand von Mythen. Ohne aktive Hilfe von Medizinerinnen war das aber nicht möglich.

Der Zugriff auf den sportlichen Körper beschränkte sich nicht mehr auf Blut und Muskelfaser, sondern wurde auf die Psyche ausgedehnt. Pervitin, eine neue Generation von Amphetaminen, war seit 1938 auf dem Markt. Im August 1941 schrieb der Medizinstudent Ulrich Frey einen Aufsatz über die Kreislaufwirkung des Pervitins bei ruhenden Gesunden: «Es ist leicht verständlich, dass Pervitin (...) schon weitgehend Eingang in militärische und sportliche Kreise gefunden hat.» Die

wissenschaftliche Nachwuchskraft stellte fest, «dass die leistungssteigernde Wirkung des Pervitins nicht auf einer Entlastung des Kreislaufs oder des Stoffwechsels, sondern auf einer restlosen Ausnutzung der Leistungssteigerung beruht, die normalerweise unter dem Schutze zentraler Hemmungen steht. Es kommt zu einer Annäherung der subjektiven an die objektive Leistungsgrenze.» Frey war später Privatarzt, mit Knoll in Magglingen tätig und von 1952 bis 1968 Sportarzt des Schweizer Olympiateams.

Die künstliche Leistungsmanipulation hatte begonnen – unter dem Einfluss der Mediatisierung und Professionalisierung des Elitesports. Die Wissenschaft stellte sich jetzt unverhohlen in den Dienst des Sports. Die Diskussion darüber, ob dies vertretbar sei, verlor sich im Graubereich von Ethik, Moral und Fortschrittsgläubigkeit. So verinnerlichten die beteiligten Akteure ein Verhaltensmuster, das Bette als «subversive Untergrundmoral» bezeichnet; jener widersprüchliche Habitus von öffentlichem Bekenntnis und heimlicher Aktivität. Die Drohkulisse des Publikums, das «Fair Play» als verlogene Corporate Identity des Sports oder der Druck von Industrie und Politik zwangen die Akteure in eine «Dopingfalle», aus der sie nicht enttrinnen konnten.

Subversive Moral

Wie tief die subversive Moral auch den organisierten Schweizer Sport durchdrang, lässt sich am Beispiel von Magglingen illustrieren. Das Forschungsinstitut war lange die einzige Schweizer Institution, die sich mit Fragen der Sportmedizin beschäftigte. Entsprechend hoch waren die Erwartungen von Verbänden, Trainern, Ärzten und Athleten. Als Hans Howald, ab 1972 Leiter des Forschungsinstituts und des international akkreditierten Dopinglabors, der Nachweis von Anabolika gelang, galt das als Meilenstein im Kampf gegen den damals «normalen» Anabolikonsum. Etliche Funktionäre und Verbandsärzte betrachteten dies als Chance, ihre Athleten vorher zu testen, damit sie «sauber» in den Wettkampf stiegen. Das unterschied sich – im kleinen Rahmen – kaum von Praktiken in der DDR oder in Westdeutschland.

Der Grundkonflikt um die Ausrichtung des Forschungsinstitutes blieb bestehen, bis es 1988 zum Eklat kam und Howald demissionierte. Er war mit seiner Anti-Doping-Haltung nicht mehr tragbar für den Schweizer Sport. Wenn ein Chefbeamter und damals weltweit führender Fachmann der Dopinganalytik dem Druck von Funktionären und Verbandsärzten weichen musste, sagt das einiges über das geistige Umfeld aus. Es bedeutet auch, dass die politische Führung die Funktionärselite und deren Dopingaffinität stützte. Diesen Schluss lässt die Antwort des Bundesrates auf eine Interpellation vom 7. Oktober 1988 betreffend «den jüngsten Dopingkandal sowie den plötzlichen Rücktritt des Chefs des Forschungsinstitutes der Eidgenössischen Turn- und Sportschule» zu. Kein Wort des Bedauerns über dessen Rücktritt oder der Missbilligung der jüngsten Dopingkandale. Stattdessen der lapidare Satz, dass für Dopingkontrollen «in der Schweiz der Schweizerische Landesverband für Sport (SLS) und die Sportverbände zuständig» sind. Das ist kein staatlich verordnetes Dopingprogramm, aber eine politische Rückendeckung für den Schweizer Sport und dessen Dopingpraktiken. Die Geschichte hat jedoch gezeigt, dass die Verbände heillos überfordert sind, sich selber zu kontrollieren.

Walter Aeschimann ist Historiker und freier Journalist. Er forscht an einem Dissertationsprojekt zum Thema «Doping in der Schweiz».